



Leseprobe

Nora Roberts
**Sehnsucht der
Unschuldigen**
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 496

Erscheinungstermin: 11. September 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

In dem verschlafenen Städtchen Innocence ist die Zeit stehen geblieben. Scheinbar der perfekte Ort für die Musikerin Caroline Waverly, um nach schweren Zeiten wieder zu sich selbst zu finden. Doch die Idylle trägt: Seit einiger Zeit erschüttert eine Mordserie an jungen Frauen den kleinen Ort. Hauptverdächtiger ist der attraktive Erbe einer Farm – und gerade er scheint ein Auge auf Caroline geworfen zu haben.



Autor

Nora Roberts

Nora Roberts wurde 1950 in Maryland geboren. Ihren ersten Roman veröffentlichte sie 1981. Inzwischen zählt sie zu den meistgelesenen Autorinnen der Welt: Ihre Bücher haben eine weltweite Gesamtauflage von über 500 Millionen Exemplaren. Auch in Deutschland erobern ihre Bücher und Hörbücher regelmäßig die Bestsellerlisten. Nora Roberts hat zwei erwachsene Söhne und lebt mit ihrem Ehemann in Maryland.

Unter dem Namen J. D. Robb veröffentlicht Nora Roberts seit Jahren ebenso erfolgreich Kriminalromane.

NORA
ROBERTS

Sehnsucht
der Unschuldigen

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Peter Pfaffinger

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe CARNAL INNOCENCE erschien 1991
bei Bantam Books, New York

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

4. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe 10/2017

Copyright © 1991 by Nora Roberts

Published by Arrangement with Eleanor Wilder and Bantam Books

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1993

by Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © dieser Ausgabe 2017

by Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München

unter Verwendung von © plainpicture/Design Pics,

depositphotos/panco

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-42197-4

www.heyne.de

Dem Colonel und seinen Yankees gewidmet

Prolog

An einem eisigen Februarmorgen fand Bobby Lee Fuller die erste Leiche. Zumindest hieß es, er habe sie gefunden, wenngleich er in Wirklichkeit über die verstümmelten Reste von Arnette Gantrey geradezu gestolpert war. Im Endeffekt lief es natürlich auf das Gleiche hinaus, und noch lange Zeit sollte ihr weißes Gesicht Bobby Lee bis in seine Träume verfolgen.

Hätte er sich am Abend davor nicht wieder einmal endgültig mit Marvella Truesdale zerstritten, dann wäre er brav zur Schule gegangen und hätte sich mit Shakespeares *Macbeth* herumgeplagt. Statt dessen aber war er zum Gooseneck-Fluss hinuntergelaufen. Weil ihn der letzte Streit in seiner anderthalbjährigen krisengeschüttelten Romanze mit Marvella ziemlich mitgenommen hatte, hatte er beschlossen, mal einen Tag gar nichts zu lernen, um wieder etwas zu sich zu kommen. Vor allem wollte er dieser spitzzüngigen Marvella zeigen, dass er ein echter Mann war und kein Waschlappen.

In seiner Familie hatten die Männer ja immer das Zepter fest in der Hand gehabt – oder wenigstens so getan, als ob. Einer wie er wollte doch mit so einer Tradition nicht einfach brechen!

Mit neunzehn Jahren war Bobby Lee eine Bohnenstange von über eins achtzig, der freilich das Wachstum in die Breite noch bevorstand. Aber immerhin baumelten an seinen dünnen Ärmchen große Hände, die bei der Arbeit gut zupacken konnten. Die hatte er von seinem Vater geerbt. Von seiner Mutter hatte er das volle schwarze Haar und die dichten Wimpern. Das Haar kämmte er sich gern nach hinten, ganz

so wie sein großes Vorbild James Dean. Dean war für ihn ein Mann von echtem Schrot und Korn. So einer gab sich gewiss nicht mit Büchern und Lernen ab. Wäre es nach Bobby Lee gegangen, würde er auch nicht mehr die Schulbank drücken, sondern vierzig Stunden die Woche in Sonny Talbots Autowerkstatt arbeiten. Aber leider hatte seine Mama andere Pläne mit ihm, und niemand in Innocence, Mississippi, legte sich freiwillig mit Happy Fuller an. Dass ihr Ältester nun auch im zweiten Anlauf mit Pauken und Trompeten durch die Abschlussprüfung gefallen war, das hatte Happy ihrem Sohn noch immer nicht verziehen. Und wäre er nicht so niedergeschlagen gewesen, hätte sich Bobby Lee garantiert mehr dahintergeklemmt, doch Marvella gehörte zu den Mädchen, bei denen ein Mann – zumal einer von echtem Schrot und Korn – sich zu Unüberlegtheiten hinreißen ließ.

So schwänzte Bobby Lee wider bessere Einsicht die Schule, hockte sich trotz klirrender Kälte an das Ufer des Gooseneck und ließ die Angelleine im trüben, braunen Flusswasser treiben. Sein Daddy sagte immer, wenn ein Mann große Probleme wälze, dann solle er sich irgendwo ans Wasser setzen und einfach mal sehen, was so anbiss. Es komme auch gar nicht darauf an, ob man etwas fange, Hauptsache, man sei draußen.

»Scheißweiber!«, schimpfte Bobby Lee und verzog die Lippen zu einem in langen Stunden vor dem Spiegel geübten höhnischen Grinsen. »Die können mich doch alle kreuzweise, die dämlichen Zicken!«

Er konnte gut ohne die Schmerzen leben, die Marvella ihm mit ihren hübschen Händen zufügte. Seit sie es zum ersten Mal auf dem Rücksitz seines Cutlass miteinander getrieben hatten, hatte sie ihn ständig auseinandergenommen und nach ihrer Fassung wieder zusammengesetzt.

Irgendwie gefiel das alles Bobby Lee Fuller überhaupt

nicht. Selbst dann nicht, wenn sie sich mal nicht stritten und sie ihn mit ihrer Liebe überschüttete. Oder sie ihm auf dem Gang der Jefferson Davis High School mit ihren blauen Kulleraugen nur für ihn bestimmte Geheimnisse zuzuflüstern schien. Und auch dann nicht, wenn sie ganz nackt war und ihn zur Ekstase trieb.

Vielleicht liebte er sie ja doch, und vielleicht war sie wirklich intelligenter als er, aber der Teufel sollte ihn holen, wenn sie ihm weiter auf der Nase herumtanzte!

Bobby Lee ließ sich ins Schilf zurücksinken. In der Ferne hörte er das einsame Pfeifen eines Güterzugs und über sich das Flüstern des nasskalten Winterwinds. Die Angelleine dümpelte träge im Wasser. Kein Fisch wollte anbeißen.

Warum ging er nicht einfach nach Jackson und streifte endlich den Staub von Innocence von seinen Schuhen ab? Er war ja ein guter Automechaniker – ein verdammt guter sogar – und konnte in der Stadt sicher auch ohne Abschlusszeugnis einen passablen Job finden. Verdammter Mist, man brauchte doch nichts über so einen obskuren Macbeth oder stumpfwinklige Dreiecke zu wissen, um einen kaputten Vergaser wieder hinzukriegen! In Jackson würde er den anderen schon zeigen, wie man Autos repariert. Über kurz oder lang, würde er sich auch selbstständig machen, und dann konnte sich Marvella Truesdale in Innocence ihre blauen Kulleraugen nach ihm ausheulen.

Eines Tages würde er dann zurückkommen. Ein Lächeln huschte bei diesem Gedanken über sein markantes Männergesicht, und seine schokoladenbraunen Augen leuchteten, dass Marvella Herzklopfen bekommen hätte. Jawohl, er würde zurückkommen! Und die Zwanzigdollarscheine würden nur so aus den Taschen seines maßgeschneiderten italienischen Anzugs quellen. Aus seinem Fuhrpark würde er sich seinen klassischen Cadillac herauspicken und durch die

Stadt rauschen. Mit so viel Reichtum würden selbst die Longstreets nicht mehr mithalten können.

Marvella aber würde sich nach ihm verzehren. Vor Larsons Laden würde sie stehen und ihre knochigen Hände vor den großen Brüsten ineinander verkrallen. Dicke Tränen würden bei seinem Anblick ihre Wangen hinunterkullern.

Und wenn sie sich schluchzend vor ihm auf die Knie warf und beteuerte, wie leid ihr all ihr Nörgeln tat, würde er ihr vielleicht – aber wirklich nur vielleicht – verzeihen.

In seinem Wunschdenken vergaß Bobby Lee ganz seinen Zorn. Während die Sonnenstrahlen langsam die schneidend kalte Luft erwärmten, ging er zu den fleischlichen Aspekten ihrer Aussöhnung über.

Er wollte mit ihr nach Sweetwater fahren. Diese herrliche alte Plantage hätte er bis dahin längst den Longstreets abgekauft. Marvella würde vor lauter Ehrfurcht nach Luft schnappen. Und er, der romantische Gentleman, würde sie die breiten, geschwungenen Treppen zur Veranda hinaufführen.

Obwohl – oder vielmehr weil – er in Sweetwater gerade mal das Erdgeschoss gesehen hatte, ging seine Fantasie mit ihm durch. Das Schlafzimmer, in das er die zitternde Marvella tragen würde, ähnelte einer Hotelsuite in Las Vegas – sein gegenwärtiger Inbegriff alles Luxus.

Schwere rote Vorhänge, ein herzförmiges Bett, so groß wie eine Wiese, ein Teppich, so dick und weich, dass man darin waten konnte. Dazu spielte Musik. Irgendetwas mit Klasse, Bruce Springsteen oder Phil Collins, schwebten ihm vor. Genau, bei Phil Collins wurde Marvella immer ganz geil.

Und dann würde er sie auf das Bett legen. Sobald er sie küsste, würde sie nasse Augen bekommen. Sie würde ihm sagen, wie dumm sie doch gewesen sei, dass sie nur ihn liebe und den Rest ihres Lebens an seiner Seite verbringen wolle, um ihn glücklich zu machen.

Dann würde er mit den Händen über ihre unglaublich weißen Brüste mit den rosa Spitzen streichen und sie ein kleines bisschen drücken, so wie sie es gern hatte.

Langsam würde sie die Schenkel spreizen, ihre Finger würden sich in seine Schultern bohren, und tief aus ihrer Kehle würde dieses Schnurren kommen. Und dann ...

Die Leine wurde straff. Mit einem Blinzeln setzte Bobby Lee sich auf. Es tat weh, denn die Jeans spannte sich um sein geschwollenes Glied. Er holte die Leine mit einem wütend zappelnden, dicken Fisch ans fahle Morgenlicht. Weil er sich aber vorstellte, Marvella wäre da und er würde ihn ihr zuwerfen, zog er zu schwungvoll, und seine Beute verfang sich mitsamt der Schnur im Schilf. Fluchend sprang er auf und watete ins Wasser, denn eine gute Angelleine ist mindestens ebenso wertvoll wie die Beute am Haken.

Das Tier versuchte sich noch immer zu befreien. Er hörte es mit dem Schwanz auf das Wasser klatschen. Grinsend riss Bobby Lee an der Leine. Sie blieb hängen. Erbost trat er gegen eine verrostete Dose und drang weiter in das hohe Schilf vor. Plötzlich glitt er aus und landete auf beiden Knien. Und starrte Arnette Gantrey genau in die Augen.

Ihre erstaunte Miene spiegelte die seine wider – geweitete Augen, ein aufgerissener Mund und unnatürlich weiße Wangen. Der Fisch lag zappelnd zwischen ihren verstümmelten nackten Brüsten.

Bobby Lee sah auf den ersten Blick, dass das Mädchen tot war. Aber das war noch gar nicht das Schlimmste. Den entsetzlichsten Anblick bot das Blut. Es war aus einer Unmenge von zerklüfteten Löchern in ihrem Fleisch gequollen, war im Boden um die Leiche herum versickert, hatte ihre wasserstoffblonden Haare in eine rote, verkrustete Masse verwandelt und bildete um den tiefen Riss in ihrer Kehle ein rotes Halsband. Auf allen vieren wich er zurück. Doch das

bemerkte er genausowenig wie die rauen Tierlaute, die aus seiner Kehle drangen. Nur dass er in Blut kniete, nahm er halb bewusst war.

Bobby Lee rappelte sich auf. Im nächsten Augenblick kam ihm schon das Frühstück hoch und ergoss sich über seinen neuen schwarzen Anorak. Aber darauf achtete er nicht mehr. So schnell ihn die Beine trugen, rannte er zurück nach Innocence.

Seine Rute, Leine und ein Gutteil seiner Kindheit blieben im blutgetränkten Schilf zurück.

1

Der Sommer, das böartige grüne Vieh, spielte mit den Muskeln und legte ganz Innocence, Mississippi, lahm. Einer großen Anstrengung bedurfte es dazu freilich nicht. Schon vor dem Bürgerkrieg war Innocence kaum mehr als ein Fliegen-dreck auf der Landkarte gewesen. Obwohl sein Boden sich vorzüglich für Ackerbau eignete – vorausgesetzt, man hielt die dampfige Hitze und den Wechsel von Überschwemmungen und Dürreperioden aus –, blieb der Wohlstand Innocence vorenthalten.

Daran hatte auch der Bau der Eisenbahnstrecke nichts geändert. Die Züge fuhren zwar so nahe an Innocence vorbei, dass ihr Pfeifen zu vernehmen war, doch abgesehen von seinem überaus lästigen Widerhall ließ der Fortschritt Innocence links liegen. Knapp ein Jahrhundert nach der Eisenbahn hatte sich der Interstate durch das Mississippi-Delta gegraben und Memphis und Jackson miteinander verbunden, und wieder bekam Innocence außer Staub nichts davon ab.

Es gab hier weder berühmte Schlachtfelder noch Wunder der Natur, die Touristen mit ihren Kameras und Geldscheinen hätten anziehen können. So war auch nie ein Hotel entstanden, das solche Leute verwöhnt hätte. Nur eine kleine, von den Koons in peinlicher Ordnung gehaltene Pension stand mitten im Ort. Etwas außerhalb lag Sweetwater, die einzige historische Plantage aus der Zeit vor dem Bürgerkrieg und seit über zwei Jahrhunderten Eigentum der Longstreets. Interessiert hatte sich dafür bislang noch niemand.

Im *Southern Hornes* hatte einmal ein Artikel über Sweetwater gestanden, aber das war in den frühen Achtzigern gewesen, als Madeline Longstreet noch gelebt hatte. Inzwischen lagen sie und ihr Trunkenbold von Gemahl längst unter der Erde, und das Haus wurde von ihren drei Kindern bewohnt und geführt. Den dreien gehörte so ziemlich die halbe Stadt, aber das nützten sie nie aus.

Man konnte sagen – und tat das auch –, dass die Longstreets die herbe Schönheit ihrer Eltern geerbt hatten, aber nichts von ihrem Ehrgeiz. Es fiel schwer, die charmanten, schwarzhaarigen jungen Leute mit den goldenen Augen nicht zu mögen – sofern die Bewohner des verschlafenen Nests im Delta überhaupt so viel Energie aufgebracht hätten. So verübelte niemand Dwayne, dass er in die Fußspuren seines Daddys trat und ebenfalls kräftig soff. Auch wenn er gelegentlich einen Wagen zu Schrott fuhr oder in McGreedys Kneipe ein paar Tische demolierte, so ließ er sich nie lumpen und bezahlte großzügig den Schaden, sobald er seinen Rausch ausgeschlafen hatte. Allerdings wurde es im Laufe der Jahre immer schwerer, ihn nüchtern anzutreffen. Es wurde gemunkelt, in seinem Leben wäre bestimmt alles ganz anders gekommen, wenn er in dem exklusiven Internat, in das ihn seine Eltern als Kind gesteckt hatten, nicht so unglücklich gewesen wäre. Oder wenn er neben der Vorliebe seines Vaters für Sour Mash auch etwas Liebe zum Land geerbt hätte.

Weniger freundliche Zungen behaupteten, dass er dem vielen Geld zwar das tolle Haus und seine rasanten Luxuslimousinen zu verdanken hatte, dass er sich davon aber nie so etwas wie ein Rückgrat würde kaufen können.

Nachdem Dwayne 1984 Sissy Koons in andere Umstände gebracht hatte, hatte er sie ohne viel Federlesens geheiratet. Genauso wenig hatte er dann zwei Kinder und unzählige Flaschen Sour Mash später gemurrt, als Sissy die Scheidung

verlangte. Zu keinem Zeitpunkt hatte es böses Blut gegeben. Warum auch? Gefühle waren ja nie im Spiel gewesen. Sissy war unbehelligt mit den Kindern zu einem Schuhvertreter nach Nashville gezogen, der schon auf sie wartete.

Josie Longstreet, die Jüngste im Haus und die einzige Tochter, hatte mit einunddreißig Jahren bereits zwei Ehen hinter sich, die trotz ihrer Kurzlebigkeit die Bewohner von Innocence mit Stoff für endlosen Klatsch versorgt hatten. Diese beiden Erfahrungen hatten ihr in etwa so viel ausgemacht wie anderen Frauen die Entdeckung der ersten grauen Haare. Ganz ohne Wut, Verbitterung und Angst war es also auch bei ihr nicht abgegangen, aber danach war alles schnell vorbei gewesen. Aus den Augen, aus dem Sinn.

Eine Frau denkt genauso wenig an graue Haare wie an die Trennung, wenn sie »Bis dass der Tod uns scheidet« geschworen hat. Aber im Leben kommt es nun mal anders, als man denkt, wie Josie ihrer Busenfreundin Crystal, der Besitzerin des Schönheitssalons, gerne philosophisch erklärte. Ansonsten ging es in ihren Gesprächen vornehmlich um die Männer zwischen Innocence und Tennessee, die Josie der Reihe nach ausprobierte, um sich für ihre zwei Mesallianzen zu entschädigen.

Josie wusste, dass genügend schmallippige alte Schachteln hinter vorgehaltener Hand tuschelten, Josie Longstreet sei um keinen Deut besser als unbedingt notwendig. Über solche Behauptungen lächelten andererseits genügend Männer insgeheim, denn sie hatten erlebt, wie gut Josie sein konnte.

Tucker Longstreet vergnügte sich gern mit Frauen. Zwar nicht in dem Ausmaß wie seine kleine Schwester mit Männern, aber er konnte nicht klagen. Dass er darüber hinaus auch einiges vertrug, war bekannt. Freilich schaute er nie so tief ins Glas wie sein älterer Bruder.

Für Tucker war das Leben eine breite, bequeme Straße. Er hatte nichts gegen das Laufen, vorausgesetzt, er durfte das Tempo selber bestimmen. Umwege störten ihn nicht, allerdings verlor er das eigentliche Ziel nie aus den Augen. Die Reise zum Traualtar hatte er sich bislang erfolgreich erspart. Die Erfahrungen seiner Geschwister hatten ihre abschreckende Wirkung nicht verfehlt. Viel lieber ging er unbeschwert seiner eigenen Wege.

Tucker war ein lockerer, allgemein beliebter Bursche, der es trotz seiner Großzügigkeit nicht nötig hatte, mit dem geerbten Reichtum zu protzen. Wer in Schwierigkeiten steckte und Geld brauchte, wandte sich nie vergebens an den guten Tuck. Zudem tat er nicht gnädig herum, sondern verlieh die Dollars ohne großes Aufhebens. Neider gab es natürlich auch in Innocence. Mochten sie auch behaupten, wer Geld im Überfluss habe, könne leicht etwas abgeben, so änderte das nichts an der Farbe der Scheine.

Anders als sein Vater war Tucker nicht auf Wucherzinsen aus und sperrte auch kein Lederbüchlein mit den Namen seiner Schuldner in die Schreibtischschublade. Er verlangte nie mehr als bescheidene zehn Prozent. Und für die Namen und Zahlen genügte sein scharfer, oft unterschätzter Verstand.

Sein Motiv war niemals Profitdenken, wie er dem Geld zuliebe ohnehin kaum je einen Finger rührte. Kredite bereiteten ihm erstens keine Mühe, und zweitens schlug in seinem trägen Körper ein großzügiges Herz, an dem allerdings hin und wieder sein schlechtes Gewissen nagte. Er hatte im ganzen Leben nichts getan, womit er das immense Vermögen verdient hätte. So war auch nichts leichter, als es mit vollen Händen auszugeben. Dass dem so war, nahm Tucker gähmend als die selbstverständlichste Sache der Welt hin. Gegen seine gelegentlichen Gewissensbisse wusste er im Übrigen ein probates Heilmittel. Er legte sich im Schatten der großen

Eiche in die Hängematte, zog den Hut übers Gesicht und schlürfte ein kaltes Bier, bis das Unwohlsein sich wieder verzog.

Und genau das tat er gerade wieder einmal, als Della Duncan, seit gut dreißig Jahren Haushälterin bei den Longstreets, den Kopf aus dem Fenster steckte und rief:

»Tucker Longstreet!«

Tucker blieb mit geschlossenen Augen liegen und schaukelte friedlich weiter. Auf dem flachen nackten Bauch balancierte er eine Flasche Dixie-Bier. Damit sie nicht kippte, stützte er sie mit der linken Hand.

»Tucker Longstreet!« Dellas gellende Stimme schreckte die Vögel auf dem Baum über ihm auf. Kreischend flatterten sie davon. Eine Schande, dachte Tucker, hatte er doch zu ihrem fröhlichen Gezwitscher zusammen mit dem Brummen der Bienen so herrlich geträumt. »Ich meine dich, Tucker Longstreet!«

Seufzend schlug Tucker die Augen auf. Zwar war er der Arbeitgeber, aber wenn eine Frau einen schon als Kind gewickelt hatte, war es mit der Autorität nicht weit her. Widerwillig schob Tucker den Hut aus dem Gesicht und blinzelte in die Richtung, aus der ihre Stimme kam.

Richtig, im ersten Stock erblickte er Dellas nur zum Teil von einem Kopftuch bedecktes feuerrotes Haar und darunter ein sorgfältig geschminktes, missbilligend dreinschauendes Gesicht. Drei weiße Perlenketten klimperten gegen das Fensterbrett.

Tucker setzte sein unschuldigstes Lächeln auf. »Was ist?«

»Du wolltest doch in die Stadt fahren und mir eine Packung Reis und eine Kiste Cola besorgen.«

»Tja, ähh ...« Tucker rieb sich mit der noch immer kühlenden Flasche den Bauch, ehe er sie an die Lippen führte. Nach einem langen Schluck fuhr er fort: »So was in der Richtung

hab ich dir wohl versprochen, Della. Wenn es ein bisschen abgekühlt hat, fahre ich los, okay?»

»Raff dich mal lieber sofort auf. Sonst kriegst du heute Abend einen leeren Teller vorgesetzt.«

»Bei der Hitze kann man sowieso nichts essen«, brummte Tucker, aber Della hatte ein feines Gehör.

»Was soll denn das schon wieder?«

»Ich fahr ja schon.« Anmutig wie ein Balletttänzer glitt er aus der Matte und trank im Gehen sein Bier aus. Als er sie dann von unten angrinste, rutschte der Hut nach hinten, und beim Anblick seiner strahlenden Augen schmolz Della sofort dahin. Sie musste sich förmlich zwingen, ihre Lippen weiterhin streng zu schürzen.

»Auf der Hängematte schlägst du eines Tages noch Wurzeln. Man könnte glatt meinen, du wärst schwer krank und könntest nur noch liegen.«

»Im Liegen kann ein Mann aber auch eine Menge schöne Dinge tun, Della.«

Unwillkürlich lachte sie auf. »Aber sieh nur zu, dass dich nicht eine wie diese Schlampe von Sissy angelt und du vor dem Traualtar endest wie mein armer Dwayne.«

»Aber ich doch nicht!«

»Und bring unbedingt Toilettenpapier mit.«

»Okay, aber wirf mir bitte den Geldbeutel und die Autoschlüssel runter.«

Dellas Kopf verschwand für einen kurzen Augenblick. Kurz darauf erschienen ihre roten Haare wieder im Fenster, und sie warf ihm nacheinander das Verlangte zu. Mit zwei geschickten Handbewegungen fing Tucker alles auf. Einmal mehr erkannte Della, dass der Junge bei Weitem nicht so langsam war, wie er immer tat.

»Zieh dir das Hemd an und steck es ordentlich unter den Gürtel«, befahl sie ihm, als wäre er ein Kind.

Im Gehen zwängte Tucker sich in sein Hemd. Sein Porsche wartete vor dem Haus, von dessen Veranda zwölf schlanke Säulen emporragten und die mit einem filigranen Schmiedeeisengeländer eingefasste Loggia im ersten Stock abstützten.

Noch ehe er in das Gefährt stieg, ein spontaner Kauf von vor einem halben Jahr, klebte ihm das Hemd auf der schweißnassen Haut. Kurz wägte Tucker die Vorteile der Klimaanlage gegen die des Fahrtwinds im Gesicht ab. Er entschied sich dafür, das Dach offen zu lassen.

Tucker ließ sich gern Zeit. Nur beim Fahren konnte es ihm nie schnell genug gehen. Kieselsteine spritzten davon, und er brauste im ersten Gang die lange, gewundene Auffahrt hinunter. Elegant umkurvte er das Beet mit den noch von seiner Mutter gepflanzten Pfingstrosen, Hibiskus und knallroten Geranien. Alte Magnolienbäume säumten zu beiden Seiten die Auffahrt. Ihr schwerer Geruch stieg ihm angenehm in die Nase. Im nächsten Augenblick schoss er an dem seinem Ururgroßonkel Tyrone gewidmeten Kreuz vorbei. Der war mit sechzehn von einer bössartigen Stute abgeworfen worden und hatte sich das Genick gebrochen. Das Kreuz erinnerte aber auch daran, dass Tuckers Ururgroßvater diese Plantage nie geerbt hätte, wenn nicht sein älterer Bruder seinen Dick Schädel unbedingt an dieser Stute hätte durchsetzen wollen. Womöglich hätte Tucker dann in einem Wohnblock in Jackson sein Dasein fristen müssen. So wusste er nie so recht, ob er beim Anblick dieses Kreuzes Trauer oder Dankbarkeit empfinden sollte.

Dann hatte Tucker das hohe, breite Tor schon hinter sich gelassen. In der Luft hing der Geruch von Teer, der in der Gluthitze weich geworden war, und von brackigem Wasser aus dem Teich hinter dem Wäldchen. Laut Kalender sollte der Sommer ja erst in einer Woche anfangen, aber die Bäume und das Delta wussten es besser.

Tucker setzte sich die Sonnenbrille auf, griff dann blind in den Stapel Kassetten und schob eine in den Rekorder. Weil er die Musik der Fünfzigerjahre über alles liebte, besaß er bis auf einige Elvis-Presley-Aufnahmen nichts, was jüngeren Datums als 1962 war. Im nächsten Augenblick dröhnte Jerry Lee Lewis' mit Whiskey getränkte Stimme aus den Lautsprechern und verhiß, begleitet von rasanten Klavierakkorden, eine heiße Fahrt.

Als die Nadel um die Achtzig-Meilen-Marke tanzte, stimmte Tucker in den Gesang mit ein. Er verfügte über eine ausgezeichnete Stimme. Dazu trommelten seine Finger den Takt auf dem Lenkrad.

Hinter der nächsten Anhöhe musste er weit nach links ausweichen, sonst hätte er einen schnittigen BMW gerammt. Er drückte kurz auf die Hupe, nicht aus Verärgerung, sondern um die Fahrerin zu grüßen, und fuhr, ohne vom Gas zu gehen, weiter. Ein Blick in den Rückspiegel verriet ihm, dass der andere Wagen halb auf der Straße und halb auf der Auffahrt zu Edith McNairs Haus stand.

Während Jerry Lee Lewis mit rauher Stimme sein ›Breathless‹ sang, dachte Tucker über die Fahrerin des BMW nach.

Miss Edith war vor zwei Monaten gestorben. Im April war das gewesen, genau zu der Zeit, als die zweite verstümmelte Leiche im Wasser gefunden worden war. Man hatte Suchtrupps organisiert, weil Francie Alice Logan bereits seit zwei Tagen vermisst worden war. Bei der Erinnerung an das mühselige Durchkämmen des Schilfs biss Tucker unwillkürlich die Zähne aufeinander. Er hatte sich damals weiß Gott kein Bein ausgerissen, in der Hoffnung, dass andere auf sie stoßen würden. Und dann war doch er zusammen mit Burke Truesdale über die Leiche gestolpert.

Es war wahrlich kein schöner Anblick gewesen zu sehen, was das Wasser und die Fische der ehemals so knackigen

Francie angetan hatten, mit der er sich ein paarmal getroffen hatte, ohne allerdings mit ihr im Bett zu landen.

Da sein Magen sich umzudrehen drohte, stellte er Jerry Lee Lewis lauter. Er konnte, er durfte nicht an Francie denken. Besser, er beschäftigte sich mit Miss Edith, die im Alter von fast neunzig Jahren sanft entschlafen war.

Nun wusste Tucker aber, dass im Umkreis von fünfzig Meilen niemand einen BMW besaß. Andererseits hatte er von einer Enkelin aus dem Norden gehört, die sich hier nie hatte blicken lassen, die aber wohl allem Anschein nach das Haus geerbt hatte. So konnte die Fahrerin nur diese ominöse Yankee sein, die sich nach dem Tod der Oma mal die Erbschaft ansehen wollte.

Mit dieser Invasion aus dem Norden wollte sich Tucker aber auch nicht beschäftigen. Er zündete sich eine Zigarette an, nicht ohne vorher ein Stück von der Spitze abzubrechen.

Eine halbe Meile hinter ihm klammerte sich Caroline Waverly immer noch an das Lenkrad und wartete, bis ihr das Herz nicht mehr bis zum Halse klopfte.

Idiot! Schwachkopf! Rücksichtsloser Trottel!

Erst jetzt merkte sie, dass sie immer noch auf der Bremse stand. Langsam trat sie wieder aufs Gas und fuhr ganz in den überwachsenen Feldweg hinein.

Ein paar Zentimeter näher, und er hätte sie voll erwischt. Und dann drückte der unverschämte Kerl auch noch auf die Hupe! Oh, hätte er doch angehalten! Dem hätte sie aber ihre Meinung gezeigt!

Dann hätte sie sich bestimmt gleich viel besser gefühlt. Inzwischen schaffte sie es ganz gut, ihre Wut gleich abzureagieren – seit Dr. Palamo ihr erklärt hatte, dass sie ihre Gefühle immer unterdrücke und deshalb ständig Magengeschwüre

und Kopfschmerzen bekam. Die natürlich auch eine Folge von permanentem Stress waren.

Nun, in beide Richtungen hatte sie ja jetzt etwas geändert. Caroline nahm ihre schweißnassen Hände vom Steuer und wischte sie an ihrer Hose ab. Hier am Delta des Mississippi, wo sich die Füchse und Hasen Gute Nacht sagten, wollte sie einmal richtig Urlaub machen. Nach ein paar Monaten Ruhe würde sie sich dann wieder auf die nächste Tournee vorbereiten können, vorausgesetzt, sie kam in dieser sengenden Hitze nicht um.

Was die Unterdrückung ihrer Gefühle betraf, so hatte sie sich endlich von allen inneren Fesseln befreit. Bei ihrem hässlichen und endgültigen Bruch mit Luis hatte sie sich so herrlich ausgetobt, dass sie sich fast wünschte, sie könnte nach Baltimore zurückgehen und dasselbe noch einmal tun.

Fast.

Aber das war jetzt vorbei. Luis mit seinem schnellen Mundwerk und seiner brillanten Intelligenz lag ein für alle Mal hinter ihr. Die Zukunft interessierte sie nicht die Bohne, solange sie nicht richtig ausgespannt hatte. Zum ersten Mal in ihrem Leben wollte Caroline Waverly, Wunderkind, Musikerin aus Leidenschaft und emotionaler Krüppel, ausschließlich ans Hier und Jetzt denken.

Dafür war dieses Nest der ideale Ort. Hier machte ihr keiner Vorschriften. Endlich rannte sie auch nicht mehr vor den eigenen Problemen davon. Mit dem Ja und Amen zu den Wünschen und Erwartungen ihrer Mutter war es vorbei. Sie strampelte sich nicht mehr ab, nur um dem gerecht zu werden, was die anderen in sie hineinprojizierten.

Am Ende dieses Sommers, dessen war sie sicher, würde sie genau wissen, wer Caroline Waverly nun wirklich war.

Nachdem sie sich beruhigt hatte, fuhr sie langsam weiter. Sie konnte sich vage daran erinnern, diesen Weg schon ein-

mal entlanggelaufen zu sein. Es war bei einem Besuch bei ihren Großeltern gewesen. Einem kurzen natürlich. Carolines Mutter hatte nach Kräften die Bindungen zu ihrer Heimat abgeschnitten. Aber den Großvater hatte Caroline trotzdem nie vergessen. Er war groß und kräftig gewesen, hatte ein rotes Gesicht gehabt und hatte sie einmal früh am Morgen zum Angeln mitgenommen. Erst hatte sie den Köder nicht am Haken aufspießen wollen, doch dann hatte er ihr erklärt, der alte Wurm könne es gar nicht erwarten, einen großen Fisch zu fangen.

Als sich die Leine dann endlich gespannt hatte, hatte sie vor Aufregung gezittert. Voller Ehrfurcht und Stolz war sie schließlich mit drei Welsen zurückgekehrt.

Ihre Großmutter, eine große, schlanke Frau mit stahlgrauen Haaren, hatte die Beute in einer schweren schwarzen Pfanne gebraten. Ihre Mutter hatte sich geweigert, auch nur einen Bissen davon zu essen, aber Caroline, damals eine dünne, flachsblonde Sechsjährige mit langen, schmalen Fingern und grünen Augen, hatte den Fisch mit wahren Heißhunger verzehrt.

Das Haus tauchte nun vor ihr auf. Sie lächelte. Es hatte sich so gut wie gar nicht verändert. Die Farbe blätterte von den Fensterläden ab, und das Gras davor stand knöchelhoch, aber es war immer noch das schmucke einstöckige Gebäude mit der überdachten Veranda und dem Kamin auf der linken Seite.

Etwas brannte ihr in den Augen. Sie versuchte, ihre Tränen wegzublinzeln. Trauer war doch wirklich nicht angebracht. Ihre Großeltern hatten beide ein langes, erfülltes Leben geführt. Warum sollte sie sich da schuldig fühlen? Als ihr Großvater vor zwei Jahren gestorben war, hatte sie sich gerade in Madrid aufgehalten. Sie hatte mitten in einer Europatournee gesteckt, und ein Termin hatte den anderen

gejagt. Da hatte sie unmöglich zur Beerdigung heimfliegen können.

Und was hatte sie nicht alles versucht, um ihre Großmutter in die Stadt zu locken? Zwischen zwei Konzerten hätte sie da immer wieder mal heimdüsen und sie besuchen können.

Aber Edith war mit ihrem Haus verwachsen gewesen, in das sie siebzig Jahre zuvor als Braut gekommen war, in dem ihre Kinder geboren und aufgewachsen waren und in dem sie praktisch ihr ganzes Leben verbracht hatte.

Von ihrem Tod hatte Caroline erst zwei Wochen nach der Beerdigung erfahren. Wegen totaler Erschöpfung hatte sie zu der Zeit in einem Krankenhaus in Toronto gelegen.

Schuldgefühle waren also wirklich fehl am Platze ... Doch während sie noch im Wagen saß und die Klimaanlage ihr sanft einen kühlenden Luftzug ins Gesicht blies, wurde Caroline von ihren Gefühlen überwältigt.

»Es tut mir leid, dass ich nicht da war«, flüsterte sie in die Stille hinein. »Dass ich nie da war.«

Seufzend fuhr sie sich mit ihren graziolen Fingern durch das geschmeidige honigblonde Haar. Es half ihr auch nicht weiter, wenn sie im Wagen blieb und vor sich hin brütete. Höchste Zeit, dass sie ihre Sachen reinschaffte und sich einrichtete. Das Haus gehörte jetzt ihr, und sie beabsichtigte, es auch für sich zu nutzen.

Kaum hatte sie die Wagentür geöffnet, verschlug es ihr den Atem, so heiß war es. Keuchend nahm sie den Geigenkasten vom Rücksitz. Bis sie das Instrument und die schwere Kiste mit den Notenblättern auf der Veranda absetzte, lief ihr der Schweiß in Strömen herunter.

Noch dreimal musste sie zum Wagen zurück und sich mit zwei Koffern, zwei Einkaufstüten von einem Supermarkt, in dem sie sich mit Lebensmitteln eingedeckt hatte, und zum Schluss mit ihrer Tonbandmaschine abmühen, bis endlich

alles in einer Reihe vor der Haustür stand und sie den Schlüsselbund aus der Tasche ziehen konnte. Jeder, egal ob der für den Eingang, den Keller, die Hintertür oder die Garage, war mit einem Schildchen versehen. Triangeln gleich klimperten sie gegeneinander, als sie nach dem richtigen suchte.

Mit einem lauten Knarzen, wie es sich für ein altes Haus gehörte, öffnete sich die Tür. Ein dunkler, verstaubter Flur wurde sichtbar.

Ein Gefühl von Einsamkeit überschwemmte Caroline. Sie nahm die Geige auf, das wichtigste Stück von allen, und trat ein.

Der Flur endete hinten bei der Küche. Zur Linken führte eine steile Treppe in den ersten Stock. Auf dem Geländer aus echter Eiche lag eine dicke Staubschicht. Direkt unter der Treppe stand neben einer leeren Vase ein schweres schwarzes Telefon. Dort stellte Caroline ihr Instrument ab und machte sich an die Arbeit.

Als Erstes schaffte sie die Einkaufstüten in die Küche, die mit ihren gelben Wänden und den weißen Glasvitrinen noch genauso aussah wie damals in ihrer Kindheit. Weil im Haus eine Hitze wie in einem Backofen herrschte, räumte sie die Lebensmittel gleich in den Kühlschrank. Erleichtert stellte sie fest, dass er blitzblank geputzt war.

Ihr war gesagt worden, dass die Frauen aus der Nachbarschaft nach der Beerdigung zum Putzen gekommen waren. Bislang hatte Caroline das Wort von der Nachbarschaftshilfe auf dem Land nie so recht geglaubt. Jetzt konnte sie sich von seiner Richtigkeit überzeugen. Trotz des zwei Monate alten Staubs und der Spinnweben in sämtlichen Ecken hing noch überall ein schwacher Geruch von Bohnerwachs.

Mit auf dem Holzboden klappernden Absätzen ging sie zum Flur zurück und warf einen Blick ins Wohnzimmer. Den alten Fernseher und die Musiktruhe, die aussah wie ein

Kunstwerk aus vergangenen Zeiten, gab es immer noch. Auch hier hatte sich dichter Staub auf die Möbel gesenkt. Es herrschte eine gespenstische Atmosphäre im Zimmer. Die nächste Station war das Büro ihres Großvaters mit seiner Jagdgewehr- und Scheibepistolensammlung und seinem gewaltigen, unter den Lehnen inzwischen etwas ausgefranzten Ohrensessel.

Caroline wuchtete beide Koffer hoch und erklomm die Treppe zum ersten Stock, um sich ein Zimmer auszusuchen.

Aus Sentimentalität, aber auch aus praktischen Erwägungen entschied sie sich für das Schlafzimmer ihrer Großeltern. Das massive Ehebett und die darauf ausgebreitete Steppdecke mit dem in der Mitte aufgestickten Ehering versprachen Komfort. Vielleicht barg die Zedernholztruhe an seinem Fußende sogar ein paar ungeahnte Geheimnisse. Die mit winzigen Rosen und Veilchen gemusterte Tapete wirkte auf alle Fälle anheimelnd auf sie.

Caroline stellte die Koffer ab und trat auf den Balkon. Die Tür hatte die ganze Zeit offen gestanden. Unter ihr führten die Gartenrosen einen nicht sehr aussichtsreichen Kampf gegen das Unkraut. Hinter einem Grüppchen Eichen plätscherte ein Bach gegen einen Steinbrocken oder versunkenen Holzblock, und in der Feme konnte sie im Dunst ein breites braunes Band sehen, den mächtigen Mississippi.

Vögel, vor allem Spatzen, Amseln, Lerchen und Eichelhäher und vielleicht auch ein Puter mit seinem rauhen Gurgeln, schmetterten eine Symphonie in den heißen Himmel hinauf.

Die anmutige, zarte, möglicherweise eine Spur zu dünne Frau mit graziilen Händen und grünen Augen blieb einen Moment träumend stehen. Der Ausblick, die Geräusche und die Düfte lösten sich auf. Sie war wieder bei ihrer Mutter im Zimmer, in dem es immer nach Chanel roch und die Wanduhr leise tickte. Bald musste sie wieder zur Probe.

»Wir erwarten von dir nur das Beste, Caroline.« Der Tonfall ihrer Mutter ließ keine Widerrede zu. »Alles andere wäre eine Enttäuschung, ist dir das klar?«

Carolines Zehen krümmten sich in ihren Schuhen. Sie war erst fünf Jahre alt. »Jawohl, Ma'am.«

Sie sah sich im Salon. Die Arme taten ihr weh vom zweistündigen Üben. Draußen schien die Sonne so herrlich. Vor dem Fenster erblickte sie ein Rotkehlchen. Es hockte so komisch auf seinem Ast, dass sie in Kichern ausbrach und die Geige absetzte.

»Caroline!«, gellte die Stimme ihrer Mutter durch den Raum. »Du bist noch lange nicht fertig. Ohne Disziplin wirst du nie auf Tournee gehen. Fang bitte noch mal von vorne an.«

»Es tut mir leid, Mutter.« Seufzend legte die zwölfjährige Caroline die Geige wieder auf die Schulter. Sie hatte das Gefühl, sich Blei aufzuladen.

Sie wartete auf ihren Auftritt und kämpfte gegen das flaue Gefühl im Magen an. Vom Üben, den endlosen Proben und den vielen Reisen war sie schrecklich müde. Wie lange steckte sie nun schon in dieser Tretmühle? War sie achtzehn oder schon zwanzig?

»Caroline, trag um Himmels willen mehr Rouge auf. Du siehst ja aus wie eine wandelnde Leiche.« Schon wieder die ungeduldige, zänkische Stimme ihrer Mutter.

»Kannst du denn nicht mit etwas Begeisterung bei der Sache sein? Begreifst du nicht, wie dein Vater und ich uns abgerackert haben, nur um dich dahin zu bringen, wo du jetzt stehst? Und was machst du? Zehn Minuten vor dem Konzert trödelst du vor dem Spiegel herum!«

»Es tut mir leid.«

Es hatte ihr immer leidgetan.

Auch als sie in Toronto im Krankenhausbett gelegen und sich ihrer Erschöpfung wegen geschämt hatte.

»Was soll das heißen, du hast den Rest der Tournee ab-gesagt?« Das angespannte, erregte Gesicht ihrer Mutter hing direkt über ihr.

»Es geht einfach nicht mehr. Es tut mir leid.«

»Es tut dir leid? Davon kann sich keiner was kaufen. Du machst nicht nur deine Karriere kaputt, es ist auch einfach unverzeihlich, wie du Luis im Stich gelassen hast.«

»Er war doch mit einer anderen zusammen«, protestierte Caroline kleinlaut. »Ich habe sie vor dem Auftritt erwischt – in der Garderobe.«

»Unsinn! Und selbst wenn, dann hast du das alles nur dir allein zuzuschreiben. So wie du dich in der letzten Zeit hast gehen lassen! Läufst herum wie ein Gespenst, sagst wichtige Interviews ab und gehst plötzlich auf keine Partys mehr. Was habe ich nicht alles für dich getan – und das ist der Dank! Du hinterlässt einen Scherbenhaufen nach dem anderen, und ich soll das bei der Presse für dich in Ordnung bringen! Wie stellst du dir das eigentlich vor?«

»Keine Ahnung.« Es tat gut, die Augen zu schließen und das alles einfach auszusperren. »Es tut mir leid, aber ich kann einfach nicht mehr.«

Nein, dachte Caroline und schlug die Augen wieder auf. So konnte es nicht mehr weitergehen. Sie konnte nicht mehr erfüllen, was alle von ihr erwarteten. Jetzt nicht. Und auch in Zukunft nie wieder. War sie nun egoistisch, undankbar und total verwöhnt, wie ihre Mutter es ihr ins Gesicht geschleudert hatte? Aber all das schien nun nichts mehr zu bedeuten. Hauptsache, sie war jetzt hier. Alleine das zählte.

In diesem Augenblick wirbelte Tucker Longstreet im zehnten Meilen entfernten Innocence eine gehörige Staubwolke auf und jagte Jed Larssons fettem Beagle Nuisance, der im Schat-

ten der Markise über der Tür zum Gemischtwarenladen auf der Straße gedöst hatte, einen gewaltigen Schrecken ein. Winselnd rappelte sich der alte Hund auf und trottete an einen sichereren Ort.

Tucker stieg aus und ließ den Autoschlüssel in der Tasche verschwinden. Er wollte die Einkäufe für Della so schnell wie möglich erledigen, heimbrausen und sich gleich wieder auf der Hängematte ausstrecken. Etwas anderes konnte er sich an einem heißen Tag wie diesem gar nicht vorstellen. Er erspähte den Wagen seiner Schwester, der schräg vor dem Chat 'N Chew stand und gleich zwei Parkplätze belegte.

Eigentlich, so sagte er sich, war gegen ein Glas eisgekühlte Limonade nichts einzuwenden. Bei der Gelegenheit konnte er vielleicht auch ein Stück Blaubeertorte mit Eis verdrücken.

Später sollte Tucker seinen kleinen Umweg noch schwer bereuen.

Das Chat 'N Chew war Eigentum der Longstreets. Nicht anders verhielt es sich mit dem Waschsalon, der Pension, dem Supermarkt, dem Jagd- und Waffengeschäft und einem guten Dutzend Wohnhäuser. Die Geschwister waren so klug – oder faul – gewesen und hatten jeweils Geschäftsführer eingesetzt. Dwayne, der sich um die Mietshäuser kümmerte, ließ sich an jedem Monatsersten blicken, sammelte die Schecks ein oder hörte sich die Ausreden an und schrieb die Schadensmeldungen und Reparaturwünsche auf.

Tucker war für die Buchführung zuständig, ob es ihm passte oder nicht. Einmal hatte er so laut gejammert, dass Josie sich seiner erbarmt hatte. Aber binnen kurzer Zeit hatte sie alles so gründlich durcheinandergebracht, dass Tucker Tage gebraucht hatte, um die Bilanzen wieder zu korrigieren.

Im Grunde störte ihn diese Arbeit gar nicht übermäßig. Um die Buchhaltung konnte man sich in aller Ruhe am Abend kümmern, wenn es kühler war und man einen kalten

Drink neben sich stehen hatte. Es war eine zwar lästige, aber bei seinem Zahlengedächtnis alles andere als schwierige Aufgabe.

Ins Chat 'N Chew ging Tucker für sein Leben gern. Die Imbissstube fiel schon von außen durch die breite Fensterfront auf, die von jeher mit Bekanntmachungen für Flohmärkte, Versteigerungen und Theateraufführungen an der hiesigen Schule zugeklebt war.

Drinnen stachen als Erstes die im Laufe der Jahre vergilbten, mit Brandflecken übersäten Bodenfliesen ins Auge. Die roten Resopaltische und -stühle hatte Tucker erst vor einem halben Jahr angeschafft, doch die Farbe verblasste bereits und wirkte nun eher rosa.

Jede Nische hatte ihre eigene Jukebox. Für einen Vierteldollar konnten sich die Kunden drei Lieder vorprogrammieren. Weil Earleen Volksmusik bevorzugte, bot die Box ein recht einseitiges Programm an. Glücklicherweise war es Tucker gelungen, ein paar Rock-'n'-Roll-Stücke aus den Fünfzigerjahren hineinzuschmuggeln.

Vor der Theke reihte sich ein Dutzend Barhocker auf, alle mit derselben blassroten Sitzfläche wie die Stühle. Und an der Wand hinter der Theke hing eine Tafel mit den Angeboten des jeweiligen Tages. Entzückt stellte Tucker fest, dass es heute wirklich Blaubeerkuchen gab.

Der Handvoll Gäste freundlich zunicke, ging Tucker durch den verrauchten Raum schnurstracks zur Theke, wo Josie in ein Gespräch mit ihrer Freundin Earleen vertieft war. Sie tätschelte ihm nur zerstreut den Arm und ließ sich in ihrem Redefluss nicht stören.

»Und da hab ich gesagt, Justine, hab ich gesagt, wenn du einen Mann wie Will Shiver heiratest und glücklich werden willst, gibt es nur eins: Du kaufst ein Vorhängeschloss für seinen Hosenschlitz und behältst die Schlüssel. Dann macht er

sich vielleicht hin und wieder mal in die Hose, aber das ist auch schon alles.«

Kichernd wischte Earleen die Theke mit einem feuchten Tuch ab. »Warum sie ausgerechnet so einen Schwerenöter wie Will heiraten muss, werde ich nie verstehen.«

»Der Mann ist ein regelrechter Tiger im Bett – hab ich mir sagen lassen –«, meinte Josie zwinkernd. »Hi, Tucker.« Erst jetzt wandte sie sich ihrem Bruder zu und drückte ihm einen schmatzenden Kuss auf die Wange. Dann wedelte sie mit den Fingern vor seiner Nase herum.

»Ich habe mir gerade die Nägel machen lassen. Knallrot. Na, was sagst du?«

Pflichtschuldigt nahm er sie in Augenschein. »Siehst aus, als hättest du gerade jemand die Augen ausgekratzt. Earleen, gib mir doch bitte eine Limo und einen Blaubeerkuchen mit viel Vanilleeis.«

»Das hätte wohl Justine ganz gerne mit mir getan.« Angetan von Tuckers galantem Lob, strich sich Josie über ihre schwarzen Haare. Grinsend nahm sie ihre Cola light und sog an dem dicken Strohhalm. »Sie war vorhin im Schönheitssalon drüben und hat fürchterlich mit der Glasperle angegeben, die sie für einen Diamanten hält. Ein Geschenk von Will. Wahrscheinlich hat er sie auf dem Jahrmarkt gewonnen.«

»Bist du etwa eifersüchtig, Josie?« Der Schalk blitzte in Tuckers Augen auf.

Sie richtete sich auf. Für einen kurzen Moment schob sie die Unterlippe vor. Trotzig warf sie ihre schwarzen Haare nach hinten. »Wenn ich ihn haben wollte, würde ich ihn auch kriegen. Aber abgesehen vom Bett ist die Type stinklangweilig.« Sie rührte mit dem Strohhalm in ihrem fast leeren Glas herum und warf einen Schlafzimerblick zur Tür, durch die soeben zwei Jungen eingetreten waren. Beide liefen sofort rot

an. »Wir zwei haben dasselbe Schicksal, Tucker: Wir wirken nun mal unwiderstehlich auf das andere Geschlecht.«

»Es ist schon ein Kreuz«, versetzte Tucker mit einem Lächeln in Richtung Earleen und biss herzhaft in den Blaubeerkuchen.

Josie trommelte mit den Fingern auf der Theke herum. Seit Wochen plagte sie wieder dieselbe Rastlosigkeit, die sie innerhalb von fünf Jahren in zwei gescheiterte Ehen getrieben hatte. Zeit zum Weiterziehen, dachte sie bei sich. Nach ein paar Monaten in Innocence sehnte sie sich immer nach der großen, weiten Welt. War sie jedoch eine Zeit lang irgendwo anders, zog es sie wieder zum beschaulichen Leben in ihrer Heimatstadt zurück.

Jemand hatte eine Münze in den Musikautomaten geworfen. Randy Trevor schmachtete von Liebesleid. Ungeduldig trommelte Josie den Takt dazu und warf einen schrägen Blick auf Tucker. »Wie kannst du so etwas am helllichten Tag in dich hineinschaufeln?«

Tucker schob sich gerade wieder einen großen Bissen zwischen die Zähne. »Ich mache den Mund auf und kaue.«

»Und nimmst nicht ein Gramm zu! Ich dagegen muss bei jedem Bissen höllisch aufpassen, sonst werde ich um die Hüften so breit wie Mamie Gantrey.« Trotzdem konnte sie es sich nicht verkneifen, etwas von Tuckers Eis zu stibitzen. »Bist du nur zum Naschen in die Stadt gefahren?«

»Ich soll was für Della kaufen. Übrigens, unterwegs habe ich ein Auto zum Haus der McNairs fahren sehen.«

»Hmmm.« Wahrscheinlich hätte Josie sich etwas mehr für die Neuigkeit interessiert, wenn nicht in diesem Moment Burke Truesdale hereingekommen wäre. Sogleich setzte sie sich auf, schlug ihre hübschen, langen Beine übereinander und schenkte ihm ein honigsüßes Lächeln.

»Hallöchen, Burke.«

»Josie. Tuck. Was treibt ihr denn hier?«

»Ach, wir vertreiben uns nur die Zeit«, erwiderte Josie. Burke war ein Kraftpaket von eins achtzig mit Schultern wie ein Möbelpacker und Augen wie ein Bernhardiner in einem quadratischen Gesicht. Er war Tuckers bester Freund und gehörte zu den wenigen Männern, die Josie gern gehabt hätte, doch nie bekommen hatte.

»Ist ja auch brutal heiß.« Burke setzte sich halb auf einen Hocker. Seine vielen Schlüssel klimperten bei jeder Bewegung. Im Sonnenlicht blitzte sein Sheriffstern. Earleen stellte ihm ein Glas eisgekühlten Tee hin. Er trank es in einem Zug leer.

Beim Anblick seines auf und ab hüpfenden Adamsapfelsleckte Josie sich unwillkürlich die Lippen.

»Miss Ediths Enkelin ist heute in das leere Haus eingezogen«, verkündete der Sheriff. »Caroline Waverly heißt sie. Soll eine berühmte Musikerin aus Philadelphia sein. Sie hat vorhin angerufen, damit ihr das Telefon und der Strom wieder angeschlossen werden.«

»Wie lange bleibt sie?«, fragte Earleen, die jede Neuigkeit begierig aufnahm. Als Geschäftsführerin des Chat 'N Chew gehörte das gewissermaßen zu ihren Pflichten.

»Keine Ahnung. Miss Edith hat ja nie viel von ihrer Familie erzählt. Ich weiß nur, dass sie mal von einer Enkelin gesprochen hat, die mit einem Orchester oder so was in der Weltgeschichte herumzieht.«

»Muss ein gut bezahlter Job sein«, meinte Tucker. »Ich hab sie vor einer Viertelstunde mit einem nagelneuen BMW zum Haus fahren sehen.«

Burke wartete, bis Earleen sich um andere Gäste kümmerte. »Tuck, ich muss mich mit dir unterhalten. Wegen Dwayne.«

Tuckers Gesicht blieb nach außen hin freundlich, aber in ihm schrillten sämtliche Alarmglocken. »Weswegen denn?«

»Er hat sich gestern Abend wieder volllaufen lassen und bei McGreedy drüben zu randalieren angefangen.«

Tuckers Züge spannten sich nun doch an. »Bekommt er jetzt Schwierigkeiten mit dir?«

»Reg dich ab, Tuck. Er hat sich nur mordsmäßig aufgeführt, und ich wollte nicht, dass er in seinem Zustand heimfährt. Da habe ich ihn eben für die Nacht in die Ausnüchterungszelle gesteckt. Als ich ihn das letzte Mal heimgebracht habe, hat Miss Della einen halben Tobsuchtsanfall bekommen.«

»Ja, stimmt.« Tucker beruhigte sich wieder. Er hatte Freunde, er hatte seine Familie, und er hatte Burke, eine Mischung aus beidem. »Wo ist er denn jetzt?«

»Noch in der Zelle. Er hat einen Mordskater. Da du gerade in der Stadt bist, kannst du ihn ja sicher heimfahren. Seinen Wagen könnt ihr später holen.«

»Vielen Dank, Burke.« Die Worte sagten nichts über Tuckers maßlose Enttäuschung aus. Dwayne war zwei Wochen lang trocken gewesen. Aber so viel stand bereits fest: Nach einem Rückfall war es ein langer, steiniger Weg, bis Dwayne sich wieder erholte.

Tucker erhob sich und zückte die Geldbörse. In diesem Moment fiel die Tür mit einem derartigen Krach ins Schloss, dass die Gläser auf dem Regal klirrten. Tucker erkannte mit einem Blick, dass Ärger ins Haus stand.

»Du Hurenbock! Du Drecksker!«, spuckte ihm Edda Lou Hatinger ins Gesicht und stürzte sich auf ihn. Hätte Burke nicht blitzschnell reagiert, Edda Lou hätte seinem Freund das Gesicht zerkratzt.

»Hey, hey«, rief Burke, während Edda Lou trotz seines Griffs wild um sich schlug.

»Du bildest dir wohl ein, du kannst so mit mir umspringen, was?«

»Edda Lou.« Seine Erfahrungen hatten Tucker gelehrt, nicht

die Ruhe zu verlieren. »Jetzt hol mal tief Luft. Du tust dir ja noch weh.«

»Ich tu *dir* weh, du Schuft!«

Nur widerwillig schlüpfte Burke in die Rolle des Sheriffs. »Jetzt rei dich gefälligst zusammen, Mädchen, oder ich stecke dich ins Gefängnis. Was meinst du, wie sich dein Daddy darüber freuen würde?«

»Ich krümme dem Scheißkerl schon kein Härchen«, zischte sie, woraufhin Burke sie losließ und sie sich wirklich nur das Kleid glatt strich.

»Wenn du mit mir über die eine Sache da reden willst ...«, setzte Tucker an.

»Genau, darüber werden wir uns unterhalten«, fuhr sie ihn an. »Und zwar hier und sofort!« Sie wirbelte zu den anderen Gästen herum, die betreten wegsahen oder wenigstens so taten. Auf ihrem Hals glänzten Schweißperlen. »Hört mal alle her! Ich muss euch was über diesen edlen Mister Longstreet erzählen.«

»Edda Lou ...« Tucker legte begütigend eine Hand auf ihren Arm. Sie fuhr herum und versetzte ihm mit dem Handrücken einen Schlag über den Mund.

»Lass sie reden«, bat Tucker Burke mit einer beschwichtigenden Geste und wischte sich den Mund ab.

»Und wie ich reden werde! Du hast mir geschworen, dass du mich liebst!«

»Das habe ich nie getan!«, protestierte Tucker, der selbst in Augenblicken der größten Leidenschaft sorgsam auf seine Worte achtete. Ja, vor allem dann.

»Aber du hast alles getan, damit ich es glaube!«, schrie Edda Lou. Der Geruch ihres billigen Parfums mischte sich mit ihrem Schweiß zu einem betäubenden Gestank. Irgendwie fühlte Tucker sich an eine frische Leiche erinnert. »In mein Bett hast du dich geschlichen und mir gesagt, ich sei die

Frau, auf die du gewartet hättest. Du hast gesagt ...« – Tränen schossen nun aus ihren Augen und liefen mit der Schminke über ihr verschmiertes Gesicht – »Du hast mir gesagt, du willst mich heiraten!«

»O nein!« Tucker packte nun doch die Wut, obwohl er sich vorgenommen hatte, ruhig zu bleiben. »Das war deine Idee, meine Liebe. Ich habe dir von Anfang an gesagt, dass du das vergessen kannst.«

»Was soll eine Frau denn anderes denken, wenn ein Mann mit Blumen daherkommt und Champagner kauft? Du hast mir gesagt, ich würde dir mehr bedeuten als jede andere!«

»Du hast mir ja auch etwas bedeutet.« Es stimmte.

Tucker hatte sie alle gern gemocht.

»Ach was! Für dich zählt doch nur ein einziger Mensch – und das ist Tucker Longstreet.«

Sie hatte sich dicht vor ihm aufgebaut und funkelte ihn bitterböse an. Wie er sie so keifen und schäumen sah, begriff er selbst nicht mehr, was er je an ihr hatte finden können. Und es passte ihm überhaupt nicht, dass die Jungen von vornhin einander feixend anstießen.

»Dann hast du es ja ohne mich viel besser.« Er legte zwei Dollar auf die Theke.

Sie verkrallte sich in seinem Arm. »Du meinst wohl, du kommst so billig davon, was? Du meinst wohl, du kannst mich wegwerfen wie alle anderen.« Aber da biss er auf Granit. Mit ihr nicht! Das hatte sie sich fest vorgenommen. Schließlich hatte sie vor all ihren Freundinnen von der Hochzeit geredet und war auch schon nach Greenville gefahren und hatte die schönsten Brautkleider anprobiert. Ihr war klar, dass sie sich unsterblich blamieren würde, wenn sie ihn jetzt nicht bekam. »Du kannst nicht mehr zurück. Du hast mir Versprechungen gemacht.«

»Nenn mir doch eine.« Wütend riss er sich los.

»Ich bin schwanger!« Es war ihr letzter Trumpf. Zufrieden registrierte sie das sofort einsetzende Gemurmel an den Tischen.

Tucker erbleichte. »Was hast du gesagt?«

Ihre Lippen kräuselten sich zu einem hämischen Grinsen. »Du hast dich nicht verhört, Tuck. Denk mal scharf nach, was das bedeutet.«

Mit in die Höhe gerecktem Kinn stürmte sie hinaus. Tucker blieb wie ein begossener Pudel zurück. Den Schlag musste er erst noch verdauen.

»Na so was«, meinte Josie grinsend, an die gaffenden Gäste gewandt. Sie legte die Hand auf die ihres Bruders.

»Jede Wette, dass sie lügt!«

Tucker starrte sie benommen an. »Was?«

»Ich habe gesagt, sie ist genauso wenig schwanger wie du. So alt er ist, der Trick zieht fast immer. Lass dich damit nicht einfangen.«

Tucker wollte zuallererst nachdenken. Dazu brauchte er unbedingt Ruhe. »Hol doch bitte du Gwayne aus dem Gefängnis. Und kannst du die Sachen für Della besorgen?«

»Warum ...«

Aber er stapfte schon zur Tür hinaus. Josie gab einen resignierten Seufzer von sich. Er hatte ihr nicht gesagt, was Della haben wollte.

Dwayne Longstreet hockte, die Hände gegen die Schläfen gepresst, auf seiner Gefängnispritsche und stöhnte wie ein verwundeter Hund. Vorhin hatte er drei Aspirin geschluckt. Bis sie wirkten, musste er noch eine Weile mit den Kettensägen in seinem Kopf leben, die sich immer näher ans Zentrum heranfraßen. Kurz nahm er seine Hand von der Schläfe, schlürfte einen Schluck schwarzen Kaffee und klemmte gleich wieder den Kopf fest. Halb fürchtete er, halb hoffte er, er würde ihm abfallen.

Nach dem Erwachen aus einem Vollrausch verachtete er sich jedes Mal aufs Neue. So auch heute. Dass er es einfach nicht lassen konnte und immer wieder sehenden Auges in dieselbe Falle trottete!

Das Trinken selber war es gar nicht einmal. Nein, Dwayne trank für sein Leben gern. Er liebte den Geschmack von Whiskey auf der Zunge. Wie er so angenehm in der Kehle brannte und dann in den Magen rutschte – ein Gefühl wie beim Kuss einer tollen Frau! Nach dem zweiten Drink schließlich breitete sich in seinem Kopf ein so herrliches leichtes Gefühl aus.

Und auf das alles sollte er verzichten?

Gegen die Rausche selbst hatte er eigentlich auch nichts einzuwenden. Hatte man erst einmal fünf, sechs Drinks hintergekippt, dann schwamm alles so wunderbar angenehm im Kopf, dann wirkte alles so leicht und lustig. Dann vergaß er endlich, dass in seinem Leben so vieles schiefgelaufen war, dass er zum Beispiel seine Frau und zwei Kinder an so einen dämlichen Schuhvertreter verloren hatte, auch wenn er die

Frau nie wirklich gewollt hatte, und dass er in einem elenden Drecksloch festsass, nur weil ihm nichts Besseres einfiel.

Da tat es doch gut, wenn er so richtig losließ und vergaß!

Nur das, was danach geschah, das war ihm nicht so recht. Wenn die Hand automatisch nach der Flasche griff, wenn er gar nichts mehr schmeckte, aber trotzdem weiterstoff, weil der Whiskey da war und weil er, Dwayne, da war.

Genauso wenig passte es ihm, dass er im Suff manchmal aggressiv wurde und Streit suchte, sich sogar prügelte. Dabei war er weiß Gott ein friedfertiger Mensch – ganz im Gegensatz zu seinem Vater. Nur in Ausnahmefällen machte ihn der Whiskey zu einem Beau Longstreet, was ihm im Nachhinein immer leidtat.

Das alles mochte zur Not noch angehen. Richtig unheimlich jedoch waren ihm die Zustände, in denen er am Ende nicht wusste, ob er randaliert hatte oder still und leise weggetreten war. In beiden Fällen wachte er mit schöner Regelmäßigkeit in der Ausnüchterungszelle auf und wurde von einem mörderischen Kater geplagt.

Behutsam, weil er leidgeprüft aus Erfahrung wusste, dass die Holzfäller in seinem Kopf sich jederzeit in einen bösen Bienenschwarm verwandeln konnten, stand er auf. Durch das Fenster fiel grelles Sonnenlicht herein. Dwayne schirmte mit einer Hand seine Augen ab und tastete sich langsam zur Tür. Burke sperrte ihn nie ein.

Als Erstes schleppte er sich aufs Klo, denn die Blase drückte bereits gewaltig. Danach spritzte er sich über dem Waschbecken etwas kaltes Wasser ins Gesicht, bis seine Augen nicht mehr ganz so brannten. Voller Sehnsucht dachte er an sein Bett.

Draußen knallte jemand die Eingangstür zu. Mit schmerzverzerrter Miene sog er die Luft zwischen zusammengebissenen Zähnen ein. Und stöhnte auf, als Josie fröhlich nach ihm rief.

»Dwayne? Bist du da? Dein Schwesterchen ist gekommen, um dich heimzubringen!«

Als er in der Tür erschien und sich erschöpft gegen den Pfosten lehnte, zog Josie die Augenbrauen hoch.

»Ach du lieber Himmel, du siehst ja aus, als wärst du unter eine Dampfwalze geraten! Sag mal, wie kannst du denn mit dem vielen Blut in den Augen überhaupt noch sehen?«

»Habe ich ...« Seine Stimme klang wie ein Reibeisen. Er hustete und unternahm einen zweiten Anlauf. »Habe ich wieder einen Wagen kaputt gefahren?«

»Soviel ich weiß, nicht. Aber jetzt komm mal schön brav mit Tante Josie mit.« Sie griff nach seinem Arm, prallte jedoch zurück. »Junge, Junge! Für die Fahne brauchst du ja einen Waffenschein! Da, nimm das.« Aus ihrer Handtasche zog sie eine Schachtel Tictacs und schob ihm gleich ein paar Pillen in den Mund. »Du willst doch nicht, dass ich umkippe, oder?«

Dwayne ließ sich anstandslos zur Tür führen. »Della wird toben, was?«, murmelte er.

»Das nehme ich an. Aber wenn sie erst das mit Tucker hört, wird sie deine Eskapaden schnell vergessen.«

»Tucker? Ach, Scheiße!« Dwayne prallte zurück vor dem strahlenden Sonnenschein draußen.

Kopfschüttelnd reichte ihm Josie ihre Sonnenbrille, ein flottes Ding, dessen Fassung mit Rheinsteinen besetzt war. »Tucker hat Ärger. Zumindest behauptet Edda Lou, dass er sie in Schwierigkeiten gebracht hat. Aber wir werden ja noch sehen, ob das stimmt.«

»Heiliges Kanonenrohr!« Einen Moment vergaß Dwayne ganz die eigenen Probleme. »Hat er sie geschwängert?«

Josie öffnete für ihn die Beifahrertür. »Sie hat ihm drüben im Chat 'N Chew eine Szene gemacht. Jetzt wird wohl die ganze Stadt wissen wollen, ob er ihr was angehängt hat.«

»Allmächtiger!«

»Aber eins kann ich dir jetzt schon sagen. Ob er sie nun dick gemacht hat oder nicht, das sollte er sich zehnmal überlegen, ob er das hysterische Weibsstück zu uns ins Haus holt.«

Dwayne hätte ihr nur zu gerne von ganzem Herzen zugestimmt, doch er hatte vollauf damit zu tun, sich die Hände gegen die pochenden Schläfen zu pressen.

Tucker fuhr aus gutem Grunde nicht nach Hause. Dort hätte sich nur eine wutentbrannte Della auf ihn gestürzt. Nein, er brauchte Ruhe zum Nachdenken.

Einem Impuls folgend, trat er auf die Bremse und blieb mit quietschenden Reifen am Straßenrand stehen. Nach Hause war es noch gut eine Meile. Ächzend stieg er aus und suchte Zuflucht in einem schattigen Wäldchen. Die grünen Blätter milderten die brütende Hitze gleich um ein paar Grad, doch er suchte Abkühlung nicht für seine Haut, sondern für seinen Verstand.

Vorhin, im Restaurant, hatte ihn für einen kurzen Augenblick ein unbändiges Verlangen gepackt, Edda Lou an die Gurgel zu gehen und so lange zuzudrücken, bis sie garantiert nie wieder keifen konnte. Den Impuls bedauerte er keineswegs, ja er hatte die Vorstellung regelrecht genossen. Die Hälfte von ihren Anschuldigungen bestand ohnehin aus Lügen. Das hieß freilich auch, dass die andere Hälfte die Wahrheit war.

Gereizt stieß er einen tief hängenden Zweig beiseite und lief in gebückter Haltung durch das Dickicht zum Teich. Aufgeschreckt klappte ein Reiher sein Bein zusammen und glitt tiefer ins Wasser. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass keine Schlange darunter lag, ließ Tucker sich auf einem umgestürzten Baum nieder. Seufzend zog er eine Zigarette aus der Tasche, schnitt die Spitze ab und zündete sie an.

Er hatte das Wasser schon immer geliebt, nicht so sehr die tosende Brandung des Ozeans, sondern vielmehr die Dunkelheit und Stille der schattigen Teiche, das Murmeln der Bäche und das stetige Rauschen der Flüsse. Schon als Junge hatten ihn solche Gewässer angezogen. Unter dem Vorwand, angeln zu gehen, hatte er sich stundenlang an ihre Ufer verzogen und einfach sinniert oder gedöst und die ganze Zeit dem ewig gleichen Zirpen der Grillen gelauscht.

Damals hatten ihn nur kleine kindliche Probleme geplagt. Ob ihm die Eltern wegen einer schlechten Note in Erdkunde den Kopf abreißen würden, mit welchem Trick er sie dazu bringen könnte, ihm zu Weihnachten ein neues Fahrrad zu schenken, und später, ob er am Valentinstag Arnette oder Carolanne zum Tanzen auffordern sollte.

Mit zunehmendem Alter waren die Probleme größer geworden. Die tiefe Trauer, in die ihn die Nachricht vom Tod seines alten Herrn versetzt hatte, als dessen Cessna auf dem Weg nach Jackson abgestürzt war, würde er bestimmt nie vergessen. Aber das war noch gar nichts gewesen im Vergleich zu seiner Verzweiflung, als er seine Mutter zusammengesackt im Garten gefunden hatte. Der sofort herbeigeholte Arzt hatte nur noch Tod durch Herzversagen feststellen können.

Damals hatte er oft an dieser Stelle Linderung für seinen Schmerz gesucht und letztendlich auch gefunden. Nur gelegentlich brach die Trauer in den unerwartetsten Momenten wieder in ihm auf, wenn er zum Beispiel zum Fenster hinaus sah und eigentlich damit rechnete, dass seine Mutter halb versteckt unter ihrem Strohhut und dem roten Chiffontuch gerade die verblühten Rosen abschnitt.

Madeline Longstreet hätte Edda Lou abgelehnt. Sie hätte sie für primitiv, billig und verschlagen gehalten. Während Tucker den Rauch inhalierte und langsam wieder ausstieß, überlegte er, dass sie ihre Abneigung wahrscheinlich in diese

gequälte Höflichkeit gekleidet hätte, die die vornehmen Südstaatendamen so vorzüglich als ihre schärfste Waffe einsetzten.

Und seine Mutter war eine echte Landaristokratin gewesen.

Edda Lou dagegen hatte andere Vorzüge, wenn auch nur körperliche. Große Brüste, breite Hüften und eine Haut, die sie morgens und abends mit Schönheitscreme geschmeidig hielt. Ihre Lippen waren stets zu allem bereit und ihre Hände ungemein geschickt. Bei Gott, mit ihr hatte es wirklich Spaß gemacht!

Geliebt hatte er sie allerdings nicht. Und er hatte auch nie dergleichen behauptet. Liebesschwüre waren in Tuckers Augen ein billiges Mittel, eine Frau ins Bett zu locken. Er hatte sich nicht nur im Bett um sie bemüht. Männer wie er hörten auch dann nicht damit auf, um eine Frau zu werben, wenn sie ihre Beine für ihn gespreizt hatten.

Aber kaum war sie ihm mit Andeutungen aufs Heiraten gekommen, hatte er einen Rückzieher gemacht. Fortan war er nur noch einmal pro Woche mit ihr ausgegangen, und auf Sex hatte er ganz verzichtet. Unverblümt hatte er ihr erklärt, dass er mit der Ehe nichts am Hut habe. Selbst zu diesem Zeitpunkt hätte alles noch gut ausgehen können, aber sie hatte ihn einfach nicht ernst genommen. Der selbstgefällige Ausdruck in ihren Augen hatte sie verraten. So hatte er Schluss gemacht. Es war nicht ganz ohne Tränen, aber doch wenigstens zivilisiert abgegangen. Jetzt freilich begriff Tucker, dass sie ihre Hochzeitspläne nie hatte fallen lassen.

Ihm war nun auch klar, dass sie von dem Gerücht, er hätte schon wieder eine andere, Wind bekommen hatte.

All das war wichtig und unwichtig zugleich. Wenn Edda Lou wirklich schwanger war, dann konnte er getrost davon ausgehen, dass trotz aller Vorsicht er der Vater war. Dann musste er sich eben eine Lösung einfallen lassen.

Eigentlich erstaunte ihn bei alledem, dass Austin Hatinger nicht schon längst mit geladenem Gewehr bei ihm aufgetaucht war. Austin gehörte nicht unbedingt zu den Feinfühligsten, und die Longstreets hatte er seit jeher auf dem Kieker. Er hasste sie genau genommen seit dem Tag, als Madeline LaRue sich für Beau Longstreet entschieden und damit Austins Träumen von einer Ehe mit ihr ein jähes Ende bereitet hatte.

So war aus Austin ein verbitterter Eigenbrötler geworden. Jedermann wusste, dass er seine Frau regelmäßig schlug. Genauso brutal verfuhr er mit seinen fünf Kindern, deren ältester derzeit wegen wiederholten Autodiebstahls in Jackson einsaß.

Austin hatte ebenfalls schon ein paar Nächte hinter Gittern verbracht. Körperverletzung, Erregung öffentlichen Ärgernisses – und immer hatte er dabei Bibelzitate ausgespuckt oder sich sonst wie auf seinen Schöpfer berufen. Tucker ging davon aus, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis Austin mit seinem Gewehr oder seinen gewaltigen Fäusten auf ihn losging.

Über kurz oder lang würde er sich noch etwas einfallen lassen müssen.

Mit Edda Lou konnte es auch nicht weitergehen wie bisher. Da hatte er sich Verantwortung aufgehalst. Aber er würde einen Teufel tun und diese Verantwortung heiraten. Im Bett mochte sie ja ganz gut sein, aber bei Gesprächen mit ihr brauchte man schon Zündhölzer, damit einem die Augen nicht zufielen. Doch obwohl sie alles andere als Geist versprühte, war sie gerissen wie eine Füchsin. Einer solchen Frau wollte er wirklich nicht für den Rest seines Lebens jeden Morgen beim Frühstück gegenüber sitzen.

Er wollte das für sie tun, was er konnte und was er für richtig hielt. Geld hatte er ja zur Genüge. Und wenn seine

